

Von der Autorin sind bereits folgende Titel erschienen:

Unter dem Namen Marie Buchinger der historische Roman
Ein Tal in Licht und Schatten

Unter dem Namen Diana Menschig die Fantasy-Romane
Hüter der Worte
So finster, so kalt

Über die Autorin:

Diana Menschig lebt und schreibt am Niederrhein. Ihre Herzensregion ist jedoch Norditalien, insbesondere die oberitalienischen Seen und die Dolomiten. Bei Wanderungen mit ihrem Hund oder Passfahrten mit dem Rennrad stößt sie dort immer wieder auf Inspirationen, die nicht nur in fantastische, sondern auch historische Geschichten einfließen. Unter dem Pseudonym Marie Buchinger erschien 2016 der historische Roman *Ein Tal in Licht und Schatten*. Er erzählt die Geschichte zweier Familien während des Ersten Weltkrieges im Gadertal. Mehr unter www.seitenrauschen.de

DIANA MENSCHIG

Die
Mohnfelder
von
Solferino

Historischer Roman

KNAUR 

Aus folgendem Werk wurde mit freundlicher Genehmigung zitiert: Franco Giampiccoli, *Henry Dunant. Der Gründer des Roten Kreuzes*. Aus dem Italienischen von Elena Ascheri-Dechering. © 2009 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn, S. 78. Für die italienische Originalausgabe: Franco Giampiccoli, *Henry Dunant. Il fondatore della Croce Rossa*. 2009 Claudiana, Turin, S. 68.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Mai 2019
Knaur Taschenbuch
© 2019 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Michael Meller Literay Agency GmbH, München.
Redaktion: Ingrid Pointecker
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © Arcangel by MALGORZATA MAJ /
© FinePic / shutterstock.com
Satz: Sandra Hacke
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52168-7

*Gewidmet den Menschen,
die anderen Gutes tun.
Einfach so.*

*»Die beschriebenen Schrecken führen nicht zur
moralischen und vehementen Verurteilung des Krieges,
sondern zum realistischen Ziel, diesen ›Schrecken
vorzubeugen oder sie wenigstens zu mildern‹
(Eine Erinnerung an Solferino).«*

Franco Giampiccoli, *Henry Dunant. Der Gründer des Roten Kreuzes*

Prolog:
Malcesine im Sommer 1854

NUR WENIGE AUGENBLICKE trennten Giò vom ersten Höhepunkt seines noch jungen Lebens.

Ungeduldig wälzte er sich auf dem Bett herum und starrte an die Holzdecke der kleinen Dachstube. Das erste Morgenlicht sickerte unter den Vorhängen des Fensters hindurch. Hin und wieder blähte sich der Stoff, und kühler Wind strömte herein, konnte jedoch nichts gegen die stickige Luft in der Kammer ausrichten. Wenn Milo nicht bald kam, konnten sie ihr Vorhaben vergessen, viel zu schnell riefen sie beide die täglichen Pflichten.

Plötzlich krachte es. Im nächsten Augenblick stürzte eine Gestalt durchs offene Fenster.

»Bist du wahnsinnig?« Giò war mit einem Satz aus dem Bett, während Milo sich lachend aufrappelte.

»Habe ich dich erschreckt?«

»Willst du, dass meine Schwester oder meine Eltern aufwachen? So kurz vor dem Aufstehen hat jeder im Haus einen leichten Schlaf.«

»Schon gut. Komm, wir sind spät dran. Papà erwartet uns bald am Seeufer.« Milo war schon wieder am Fenster und schob seinen schmalen Körper hinaus.

»Wer ist denn zu spät gekommen? Ich bin schon seit Ewigkeiten angezogen und warte«, brummte Giò. Er kletterte seinem Cousin hinterher und sprang auf das flache Dach etwa

eine Armlänge unter dem Fenster. Die Dachziegel klickten leise, als er aufkam. Rasch folgte er Milo, der bereits zur Wand des angrenzenden Nachbarhauses gelaufen war und sich auf das nächste, etwas höher gelegene Dach hinaufzog.

Wie zwei Schatten huschten sie über Mauervorsprünge und Dächer von Haus zu Haus, immer weiter in die älteren Teile des Dorfes unterhalb der Skaligerburg.

Am letzten Haus, das die Straße zu weit für einen Sprung von seinem Nachbarn trennte, hielt Giò kurz inne und schaute sich um. Er liebte diese frühen Morgenstunden, wenn die Welt einem scheinbar ganz allein gehörte. Im Osten ragte der Monte Baldo wie ein gewaltiger steinerner Wächter über dem Gardasee auf. Irgendwo dahinter bahnte sich die Sonne ihren Weg über den wolkenlosen Himmel und versprach einen weiteren Sommertag voller Hitze. Auf der westlichen Seite glitzerte der See, in dessen tiefblauer Oberfläche sich die Berge am gegenüberliegenden Ufer spiegelten. Malcesine lag an einem Hang, der sich von der höher gelegenen Hauptstraße bis ans Seeufer erstreckte.

»Jetzt komm schon«, zischte es unter Giò. Er grinste breit und atmete einmal mit geschlossenen Augen tief durch, bevor er hinab auf eine Mauer und weiter in die schmale Gasse sprang, die tiefer hinein in ein Gewirr von Häusern und Durchgängen führte. Sie liefen bis zu einer Natursteinwand unterhalb der Burg. Obwohl es hier zwischen den Häusern noch finster war, fanden Giòs geübte Finger sofort die schmalen Ritzen, an denen er sich festhalten konnte. Geschickt erklimmte er die Mauer, zog sich über die Kante und lief zur Hauswand, wo er sich ein Stockwerk weiter hinaufarbeitete und schließlich das flache Schrägdach erreichte. Milo kniete bereits vor einer Dachgaube mit einem kleinen Fenster und klopfte sachte mit dem Knöchel gegen den Rahmen. Wieder

grinste Giò. Immerhin hatte sein Cousin dieses Mal genug Anstand anzuklopfen, statt einfach in die Dachstube zu stürzen.

Giò stockte der Atem, als in der Fensteröffnung Donatellas Gesicht erschien. Ihr dichtes schwarzes Haar ergoss sich in offenen Locken über die Schultern, ihre dunklen Augen über der feinen Nase blitzten vor Übermut. Lächelnd legte sie den Finger an ihre vollen Lippen und winkte den beiden zu. Milo war mit einem Satz durchs Fenster und verschwunden.

Giò begab sich auf die Knie und wollte ihm folgen.

Donatellas Lächeln erstarb. Sie hob die Hand und hielt ihn mit einer Geste zurück. »Was hast du vor?«

»Ich möchte rein, wie abgemacht.« Giò schaute sie fragend an.

»Ja, selbstverständlich. Wie abgemacht. Aber doch nicht beide gleichzeitig. Was denkst du dir?«

Verdattert starrte Giò sie an. Wenn er ehrlich war, hatte er über diesen Teil ihrer Vereinbarung noch gar nicht konkret nachgedacht. Er hatte sich lieber mit der Erinnerung an Donatellas weiche Brüste beschäftigt. Unwillkürlich glitt sein Blick hinab zu ihrem Ausschnitt.

»Du wartest jedenfalls draußen.« Mit einem Ruck zog sie einen Vorhang vors Fenster.

Giò glotzte immer noch verwirrt auf die dunkle Öffnung, wo ihm der Blick ins Zimmer nun verwehrt war. Immerhin hatte Donatella das Fenster nicht geschlossen, sodass die wispernden Stimmen der beiden zu ihm drangen.

Er fasste sich ein Herz, kroch lautlos bis an den Fensterrahmen und hob mit den Fingerspitzen einen Vorhangzipfel an. Zu seiner großen Enttäuschung konnte er kaum etwas erkennen. Er sah gerade noch, wie Milo sein Hemd über den Kopf zog und hinter einer Zimmerecke verschwand. Natürlich,

Donatellas Bett befand sich dort in einer Nische. Bettfedern knarzten, Milo sagte etwas, woraufhin Donatella kicherte.

Giò ließ den Vorhang fallen und streckte sich auf dem Dach aus. Es half nichts, er musste Geduld haben. Es fiel ihm verdammt schwer, vor allem seitdem er Donatella eben gesehen hatte. Er wusste, wie weich ihre Lippen waren, wie sich ihre festen Hügel mit den rosigen Knospen unter seinen Fingern anfühlten.

Kühle Morgenluft streichelte über sein Gesicht, und Giò wurde sich bewusst, dass er schwitzte. Er wand sich, rieb mit der flachen Hand über seinen Hosenlatz. Solche Gedanken waren nicht gut, solange er hier draußen lag. Beobachtete ihn am Ende jemand? Hastig schaute er sich um, doch da war niemand, die Fenster um ihn herum waren mit Läden oder Vorhängen verschlossen. Lediglich aus Donatellas Zimmer hörte er jetzt ein rhythmisches Knarren.

Dann krachte es plötzlich, als splitterte Holz. Giò fuhr erschrocken zusammen und rappelte sich auf. Beinahe wäre er das Dach hinuntergerutscht, doch die Neigung war nicht sehr steil, sodass er sich schnell wieder fing. Was war da passiert? Sollte er abhauen?

Er wollte sich gerade durch das Fenster strecken, um seine Freunde zu rufen, da polterte es an der Zimmertür. Milo gab einen unterdrückten Laut von sich, dem ein Klatschen von nackter Haut auf nackter Haut folgte.

»Donatella! Was ist da los?« Jemand rüttelte an der Klinke.

»Papà! Was willst du?« Donatellas Stimme überschlug sich quietschend.

Wieder polterte es, dann hüpfte Milo auf einem Bein in Giòs Blickfeld, verzweifelt bemüht, seine Hose anzuziehen.

»Mach sofort auf! Donatella!« Wieder rüttelte es an der Tür, eine Faust hämmerte gegen das Holz.

»Ich komme doch, ich mache auf. Es ist nichts, das Bett hat gekracht.« Donatella lief zur Zimmertür, wedelte panisch mit einer Hand und versuchte zugleich, ihren nackten Oberkörper zu bedecken. Giò blieb keine Zeit, ihren Anblick zu genießen, denn Milo warf sein Hemd durchs Fenster und versuchte herauszuklettern. Giò reichte ihm die Hand und zog ihn hinaus aufs Dach. Er packte das Hemd und riss Milo hinter sich her bis auf die Mauer. Sie sprangen in die Gasse.

Milo keuchte. »Wohin?«

»Egal, erst einmal weg hier, komm!«

Sie rannten los und wären hinter der nächsten Häuserecke beinahe mit einem Bäckerjungen zusammengestoßen, der mehrere Körbe mit frisch gebackenen Panini auf den ausgestreckten Händen balancierte. Taumelnd wich Giò ihm aus und prallte gegen eine Wand.

»Was soll das, spinnst du?«, fauchte der Junge.

Hastig schnappte Giò sich zwei Panini und hetzte weiter, ignorierte dabei die empörten Rufe. Der Kleine hatte ihn offensichtlich nicht erkannt, und mit etwas Glück würde er sich nicht an sein Gesicht erinnern.

Erst als sie am Seeufer die letzten Häuser hinter sich gelassen hatten, hielten sie an.

»Heilige Madonna! Das war knapp.« Milo beugte sich schwer atmend nach vorne und stützte sich auf die Knie.

Giò hatte Seitenstechen. Kopfschüttelnd massierte er sich die schmerzenden Stellen, während er seinem Cousin das zerknitterte Hemd hinhielt.

»Was, in Teufels Namen, ist passiert?«

»Das Bett ist zusammengebrochen. Aber warum? Was weiß ich?« Lachend richtete Milo sich auf und klopfte sich mit einer dramatischen Geste gegen die Brust. »Ich breche nicht nur Herzen.«

»Vielleicht sind auch einfach deine Liebesbemühungen nicht auszuhalten.« Giò wartete auf eine flapsige Antwort, doch die blieb wider Erwarten aus. »Aber sag, hast du ...? Ich meine ...?« Er machte eine unbeholfene Handbewegung.

Statt einer Antwort malte sich auf Milos Gesicht ein entrücktes Lächeln. Mit glänzenden Augen blickte er auf den See hinaus. Er bemerkte nicht einmal, dass Giò ihm ein Panino unter die Nase hielt. Stattdessen drückte er das Hemd an seine Brust und streichelte darüber, als wäre es die weiche Haut Donatellas.

Als Giò fand, dass er lange genug auf die Antwort gewartet hatte, ließ er seinen Cousin einfach stehen. Er wanderte am Wasser entlang in Richtung Norden, wo Onkel Danilo vermutlich ungeduldig auf sie wartete, damit sie ihm endlich halfen, den nächtlichen Fang nach Hause zu bringen.

Giò steckte Milos Panino in die Tasche und kaute auf seinem Stück, während er sich ganz auf den Kies unter seinen Schuhen und die vereinzelt Grasbüschel konzentrierte, die von der Sommersonne schon gelb und trocken waren. Aus den Augenwinkeln sah er, wie Milo sich mit weiten Sprüngen wieder näherte.

»Warte auf mich!«

Vergeblich versuchte Giò, seinen Neid in Zaum zu halten. Wenn Milo sich ein wenig zusammengerissen und nicht das Bett demoliert hätte, dann müsste er nicht so dumme Fragen stellen, sondern wüsste selbst, wie es wäre, ein Mann zu sein. Wer konnte schon sagen, wann sich die nächste Gelegenheit bot? Donatellas Vater würde seine Tochter jedenfalls vorerst nicht mehr aus den Augen lassen, so viel war sicher.

»Verflucht, du sturer Hund!«

Giò fühlte eine Hand an seiner Schulter und wurde zurückgerissen. Er versuchte, Milos aufmerksamem Blick aus-

zuweichen, doch sein Cousin durchschaute ihn. »Jetzt sei nicht sauer. Das war keine Absicht. Donatella hätte sich an unsere Abmachung gehalten.« Er grinste verlegen.

»Es war gut, oder?«

»Ja, sicher.« Milo stupste ihm die Faust gegen die Schulter.
»Was glaubst du, warum es ständig jeder machen will?«

Eine Antwort darauf war überflüssig. Giò klemmte die Daumen unter die Hosenträger und wollte sich abwenden, doch sein Cousin hielt ihn zurück.

»Ihr werdet das nachholen.« Er umfasste Giòs Gesicht mit beiden Händen und zwang ihn, ihm in die tiefbraunen Augen zu sehen. In seinem Blick stritten Stolz und Scham mit dem schlechten Gewissen, weil er, der um ein paar Monate Jüngere, nun um eine Erfahrung reicher war.

Giò besann sich. Als könnte so etwas einen Keil zwischen sie beide treiben. Seine Stunde würde noch kommen. Er packte Milos Handgelenke und lächelte versöhnlich. »Schon gut. Und jetzt komm endlich. Es wäre schade, wenn du deinen wohlgeformten Hintern vor Donatellas Vater in Sicherheit bringen könntest, nur damit dein eigener Papà ihn dir ordentlich versohlt.« Er zog das Panino aus der Tasche und bot es Milo noch einmal an. Dieses Mal nahm er es, nickte dankend und biss hinein.

Giò klopfte ihm auf die Schulter. Schweigend rannten sie los, gemeinsam der bevorstehenden Standpauke entgegen – so wie sie schon immer alles gemeinsam gemacht hatten, solange sie beide zurückdenken konnten.

Fünf Jahre später



1. Peschiera im April 1859

GIÒ LEHNTE SICH gemütlich gegen die Brüstung der alten venezianischen Stadtmauer und schaute hinaus auf den See, wo der Wind kleine schaumgekrönte Wellen auftürmte, die sofort wieder im Sonnenlicht glitzernd zerbrachen. Hier im Süden war die Ora, der regelmäßige Südwind des Gardasees, üblicherweise nicht so stark wie in Malcesine, aber heute blies er kräftig. Solch ein Anblick linderte Giòs Heimweh, das ihn begleitete, seit er letzten Herbst zum Militärdienst eingezogen worden war.

Neben ihm stand Milo, dem See den Rücken zugekehrt, und reckte sein Gesicht der Sonne entgegen. »Endlich etwas wärmer. Ich dachte schon, der Winter endet nie mehr.«

Giò nickte und fuhr sich mit dem Finger zwischen Hals und Uniformkragen. Er hatte sich immer noch nicht an diesen teuflisch kratzenden Stoff gewöhnt. Und im gleichen Moment setzte auch dieses brennende Jucken zwischen seinen Beinen wieder ein. Eine rote Stelle, vermutlich ein entzündeter Flohbiss oder so etwas. Seit heute Morgen wurde es beständig schlimmer. Unauffällig presste Giò sich mit dem Schritt gegen die kühle Mauer, doch das half überhaupt nicht.

»Kommst du am nächsten Wochenende mit in die Stadt?« Milo hielt die Augen geschlossen, und um seinen Mund spielte ein leichtes Lächeln.

»Ich würde gern.«

»Du darfst dich einfach nicht erwischen lassen.«

»Immerhin hat mir das nur Küchendienst eingebracht. Es gibt Schlimmeres. Vielleicht lerne ich am Ende noch etwas, das ich später brauchen kann.«

»Du meinst so etwas wie: Kartoffeln nicht längs, sondern quer aufschneiden?«

»Zum Beispiel.«

Sie lachten beide, und Milo knuffte Giò in die Seite. Der streckte sich, kreuzte die Arme und lehnte sich mit dem Kinn darauf, um auf den See hinauszustarren. Es war ja nicht so, dass sie Milo oder andere noch nie erwischt hatten, wenn es um unerlaubte Ausflüge in die kleine Garnisonsstadt ging. Doch nur Giò landete immer wieder in der Küche, vielleicht weil sie wirklich dachten, ihm als Gastwirtssohn damit einen Gefallen zu tun – oder ihn besonders zu strafen, wie auch immer.

»Erinnerst du dich an dieses Mädchen auf dem Markt letzte Woche? Sie hatte mit ihrem Vater einen Obststand ganz nah am Wasser.«

»Ehrlich gesagt nicht. Zumindest kann ich mich an keine Frau erinnern, die mir besonders aufgefallen wäre.«

»Nein, das nicht. Aber sie sah ganz ordentlich aus. Ich bin mit ihr ins Gespräch gekommen, und sie und ihre Schwester würden uns gern kennenlernen.«

Lächelnd schüttelte Giò den Kopf. Es war ihm ein Rätsel, wie Milo das anstellte, schnell und unkompliziert Bekanntschaften zu schließen. Er würde sich niemals als schüchtern bezeichnen, aber im Gegensatz zu seinem Cousin war er ein Mönch.

»Wenn das so ist, kann ich wohl schlecht Nein sagen.«

»Finde ich auch. Außerdem soll es bald ein Manöver geben. Wer weiß, wann sich die nächste Gelegenheit ergibt, ein bisschen Spaß zu haben.«

Giò unterdrückte ein Stöhnen. Wenigstens hatten sie mit dem Manöver gewartet, bis das Wetter besser geworden war. Die Aussicht, stundenlang durch kalten Schlamm zu kriechen und dann mit eiskalten Fingern das Gewehr zu laden, behagte ihm ganz und gar nicht. Aber das war der Grund, warum er und Milo hier waren: weil der Herr Kaiser irgendwo im fernen Norden gut ausgebildete Soldaten für seine Armee brauchte.

In der darauffolgenden Nacht wachte Giò davon auf, dass ein stechender Schmerz durch seinen Unterleib jagte. Dieses Mal ließ das Brennen nicht mehr nach, sondern wurde immer schlimmer, hinzu kam der ständige Drang, Wasser zu lassen.

Giò krümmte sich auf seiner Pritsche zusammen und presste die Faust zwischen die Beine, doch es half nichts. Irgendwann nach Mitternacht stand er auf und taumelte aus dem Schlafsaal.

Die Latrine hinter den Schlafbaracken wurde spärlich von einer Petroleumlampe beleuchtet. Obwohl es kalt war, stand Giò der Schweiß auf der Stirn, und ihm war schwindelig. Er stützte sich mit einer Hand an der Wand ab und urinierte in die Rinne, als ihm die rötliche Färbung auffiel. Er stutzte und rieb sich über die Augen. Er pinkelte Blut, kein Zweifel. Im selben Moment wurden die Schmerzen schier unerträglich, breiteten sich Flammenzungen gleich über seinen gesamten Unterkörper aus.

Giò japste hilflos. Nur mit Mühe hielt er sich auf den Beinen. Schwarze Punkte tanzten vor seinen Augen, und in seinen Ohren setzte Rauschen ein. Er krallte sich mit beiden Händen an der Wand fest und atmete mehrmals tief durch, bis sich sein Blick wieder klärte.

Er starrte auf das rote Rinnsal. Was hatte das zu bedeuten?

Mühsam drückte er sich von der Wand ab. Allein der Gang zur Latrine hatte ihm fast alle Kräfte geraubt. Das war nicht normal.

Er musste etwas tun. So leise wie möglich kehrte er zurück in die Schlafbaracke, zog seine Uniformhose über das Nachthemd und schlüpfte in seine Stiefel.

Er folgte den seit Monaten vertrauten langen Fluren, bis er an die Treppe gelangte, die hinunter zur Krankenstation führte. Am Treppenabsatz hielt Giò inne und schaute zweifelnd die Stufen hinab, wohin eine weitere abgeblendete Lampe den Weg wies. Das Brennen war nun etwas schwächer geworden, war es da wirklich nötig, sich dem Doktor vorzustellen?

Am ersten Tag waren sie dort alle zu den beiden obersten Garnisonsärzten zur Musterung einbestellt worden. Seitdem machte jeder einen großen Bogen um die Station, sofern es sich nicht vermeiden ließ. Ein Mann wurde nicht krank und ein Soldat schon gar nicht. Eine Verwundung im Kampf war etwas anderes, aber darum ging es hier schließlich nicht.

Giò wischte sich die Schweißperlen von der Stirn, zugleich schauderte er in der Nachtkälte. So oder so, er sollte sich entscheiden, denn nur mit einem dünnen Nachthemd bekleidet hier herumzustehen, war ganz sicher keine gute Idee.

Eine erneute Schmerzattacke nahm ihm die Entscheidung ab. Sein gesamter Unterkörper zog sich krampfartig zusammen, sodass er nach vorne taumelte und sich am Treppengeländer festhalten musste, während er sich zusammenkrümmte. Jemand musste ihm helfen, damit das aufhörte – und das Blut, er musste wissen, was das Blut zu bedeuten hatte.

Giò wartete, bis der Schmerz erneut etwas nachließ, und ging dann mit unsicheren Schritten die Treppe hinab. In

einem finsternen Gang blieb er stehen. Geradeaus führte eine Tür in das Krankenzimmer, rechts von ihm lag der Untersuchungssaal, den er von der Musterung kannte, und hinter der Tür linker Hand musste das Büro der beiden Ärzte sein. Giò blickte verwirrt auf den Lichtschimmer, der unter der Tür hervorkroch, und in diesem Moment fragte er sich, wie so er davon ausgegangen war, mitten in der Nacht überhaupt jemanden anzutreffen. Aber jetzt war er hier, und offenbar war einer der Ärzte anwesend. Zaghafte klopfte er an die Tür und trat auf das zackig gerufene »Herein!« ein. Er schloss die Tür wieder hinter sich und widerstand nur mühsam dem Drang, sich gegen das Türblatt zu lehnen, so schwach fühlte er sich.

Ihm gegenüber saß ein Mann hinter einem wuchtigen Schreibtisch und schrieb etwas, von dem er nun fragend aufblickte. Er war bestimmt jenseits der vierzig, mit grauen Schläfen.

Giò wäre am liebsten im Boden versunken. Er brachte kein Wort hervor.

Der Arzt legte seinen Federhalter neben das Tintenfass ab, nahm die kleine runde Brille von der Hakennase und rieb sich mit Daumen und Zeigefinger über die Augen. Er wirkte sehr müde.

»Junge, es ist spät. Was willst du?« Die tiefe Stimme klang gereizt, aber nicht einmal unfreundlich.

Giò senkte verlegen den Kopf. »Ich ... ich habe ... Mein Urin ist blutig.«

»Wie bitte? Du musst schon lauter sprechen.«

»Ich pinkle Blut.«

Sein Gegenüber zog die Augenbrauen zusammen, sodass sich über der Nase eine steile Falte bildete. Mit einem leisen Ächzen erhob er sich und setzte die Brille wieder auf. Giò

sank unter seinem Blick in sich zusammen. Seine Wangen brannten vor Scham, weil der Arzt ihn kritisch musterte, als könne er durch die Kleidung hindurch sehen, was ihm fehlte.

Der Arzt hob die Hand und befühlte erst Stirn, dann Wangen und Ohren. »Reiß dich zusammen, Junge, und steh gerade! Was glaubst du, wo du hier bist?«

»Signor, sì!« Der Tonfall genügte, und Giò stand so stramm, wie er konnte, wobei eine erneute Schmerzwellen über ihn hinweg brandete, sodass ihm Punkte vor den Augen tanzten. Er biss sich auf die Unterlippe und gab keinen Laut von sich, während der Arzt sich abwandte, eine Petroleumlampe aus einem Regal nahm und sie entzündete. Danach langte er nach einem Schlüsselbund auf dem Schreibtisch und deutete auf die Tür. »Wir gehen rüber. Du hast hohes Fieber. Ich muss mir das ansehen.«

Der Untersuchungsraum erschien Giò viel kleiner, als er ihn in Erinnerung hatte. Oder lag es daran, dass sich die Wände auf ihn zubewegten?

Jetzt überkam Giò endgültig Angst. Was stimmte nicht?

Der Doktor entzündete weitere Lampen, bis es so hell war, dass Giò unwillkürlich versuchte, das Licht mit der Hand abzuschirmen.

»Blendet das Licht?«

Giò nickte stumm.

»Das gefällt mir nicht. Zieh deine Hose aus.«

Während Giò sich entkleidete, nahm der Arzt eine Karte und einen Bleistift.

»Name?«

»Giovanni Martini, Signor.«

»Wo kommst du her?«